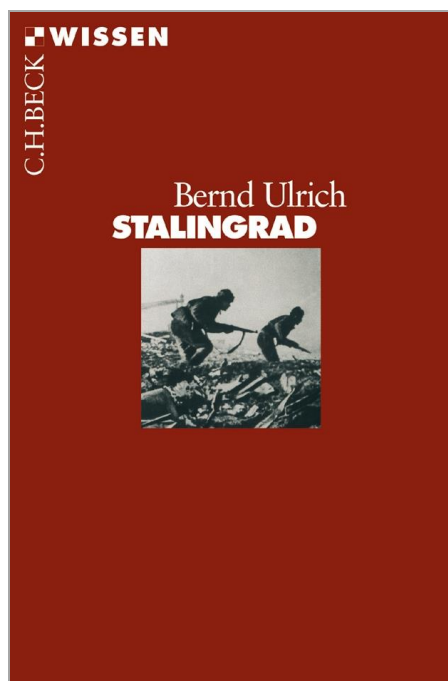


Unverkäufliche Leseprobe



Bernd Ulrich
Stalingrad

2005. 128 S., mit 3 Abbildungen und 2 Karten
ISBN 978-3-406-50868-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/12819>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Bernd Ulrich schildert anschaulich und kenntnisreich Vorgesichte und Verlauf der Schlacht von Stalingrad. Deutlich wird so ihre Bedeutung in einem Vernichtungskrieg, in dem sich zwei totalitäre Systeme gegenüberstanden. Der «Schicksalskampf an der Wolga» war indessen weder kriegsentscheidend noch die verlustreichste Schlacht des Zweiten Weltkriegs. Gerade deswegen stellt sich die Frage, wie «Stalingrad» zum Inbegriff einer Katastrophe und zum Ursprung eines bis heute lebendigen Opfermythos werden konnte.

Bernd Ulrich ist Historiker und Publizist in Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Militärgeschichte und zu den beiden Weltkriegen. Im Frühjahr 2005 erscheint ein von ihm und Manfred Hettling herausgegebener Band zum Bürgertum nach 1945.

Bernd Ulrich

STALINGRAD

Verlag C. H. Beck

Mit 3 Abbildungen und 2 Karten

Originalausgabe

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2005

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Umschlagmotiv: Sowjetische Soldaten im Straßenkampf, Stalingrad,

Januar 1943. Aus: Stalingrad erinnern. Stalingrad im deutschen
und im russischen Gedächtnis. Ausstellung im Deutsch-Russischen
Museum, Berlin-Karlshorst; Christoph Links-Verlag, Berlin 2003.

Umschlagentwurf: Uwe Göbel, München

Printed in Germany

ISBN 3 406 50868 5

www.beck.de

Inhalt

Prolog	7
I. Der Überfall	9
1. Sieg und Niederlage	9
2. Mord und Terror	20
3. «Operation Taifun»	28
II. Im Kessel oder Eine Armee verschwindet	37
1. Der Krieg als Willensakt	37
2. Ein neuer Plan	43
3. Auf nach Stalingrad – Die Stadt als Symbol	53
4. Der Vormarsch der 6. Armee	63
5. Der Ring schließt sich	73
6. «Stalingrab» – Hunger, Verwundung, Tod	88
III. Nach der Schlacht	101
1. «Heldenepos» – Die Verlierer	101
2. Triumph und Elend – Die Sieger	112
Epilog	117
Quellen und Literatur	124
Nachweis der Abbildungen und Karten	126
Register	127



Die «Madonna von Stalingrad», die der Pfarrer und Militärarzt Kurt Reuber (1906–1944) Weihnachten 1942 in Stalingrad auf die Rückseite einer russischen Landkarte zeichnete, wurde in den vergangenen Jahrzehnten zu einem der wichtigsten Symbole des Gedenkens an die deutschen Opfer der Schlacht. Seit 1983 hängt die Zeichnung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin.

Prolog

«Deutschland wird einmal ein Stalingrad
im Quadrat sein!»
*General der Artillerie Walther von Seydlitz,
nach der Schlacht*

«Wenn es dunkel wird bei Stalingrad kommen die Dealer!» Stalingrad – ein historisches Ereignis, ein geschichtlicher Ort, dem das unbefangene Publikum immer wieder begegnet, wie etwa in diesem ersten Satz eines Zeitungsartikels vom April 2004. Als mittlerweile längst vergangener Name für eine Stadt ist «Stalingrad» ebenso im Umlauf wie als Chiffre für eine Schlacht, als Mythos einer untergegangenen, zuvor schmachvoll verratenen und als unbesiegbar geltenden Armee – oder eben auch als bloße Bezeichnung für eine Pariser Metrostation im 19. Arrondissement, die in Erinnerung an die Schlacht seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges so heißt. Und natürlich nutzt der Frankreichkorrespondent des Schweizer «Tagesanzeigers» in seinem Bericht den Namen «Stalingrad» als Aufhänger. So kann dem in diesem Stadtteil ansteigenden Drogenkonsum und der damit einhergehenden Beschaffungskriminalität, über die er berichtet, von vornherein jener düstere Anstrich verliehen werden, der die Zeitungskonsumenten geradezu zwingt, den Artikel nicht nur «anzulesen».

Bis heute weckt der Name «Stalingrad» – selbst bei Menschen, die nur wenig über die Schlacht wissen – eine diffuse Aufmerksamkeit. Sie wird genährt von den zumeist medial verbreiteten, filmisch aufbereiteten Versatzstücken des «Schicksalskampfes an der Wolga», bestimmt von Hitlers Durchhaltebefehlen, dem Kadavergehorsam seiner die 6. Armee führenden Generalität und von der Leidenschaft der einfachen Soldaten. Stalingrad: Stadt und Erinnerungsort in einem, Exempel einer Katastrophe, deren publizistische, mediale und literari-

sche Rekonstruktion schließlich vor allem in den fünfziger und sechziger Jahren regelmäßig auch für die Deutung der deutsch-deutschen Geschichte instrumentalisiert wurde.

Der Kampf um das sowjetische Industriezentrum Stalingrad im Winter 1942/43 geriet so zum Inbegriff aller Schlachten des Zweiten Weltkriegs und zum Fanal der deutschen Niederlage. Das ist umso erstaunlicher, als «Stalingrad» aus militärhistorischer Sicht weder kriegsentscheidend war noch, wenigstens für die Wehrmacht, zu den verlustreichsten Schlachten gehörte. Dennoch wurde aus ihr in Deutschland ein Untergangs- und Opfermythos modelliert, der seine Wirkungskraft teilweise bis heute erhalten hat. Auf der anderen Seite ist das heutige Wolgograd für viele Russen nach wie vor mit dem Mythos der Unbesiegbarkeit der Roten Armee verbunden.

Zur Metapher für die sinnlose Opferung einer Armee oder zum Signum militärischer Allmacht allein kann Stalingrad allerdings nur dem werden, der bereit ist, einen dünnen Firnis für das Fundament des ganzen historischen Vorgangs zu halten. Die Schlacht in Stalingrad bleibt eingebettet in einen durch Deutschland von Anfang an geplanten und umgesetzten Vernichtungskrieg, in einen alsbald apokalyptische Züge annehmenden Kampf, der sich vor dem Hintergrund der Konfrontation zweier totalitärer Systeme vollzog. Der Schauplatz ihrer Konfrontation war die in Deutschland so genannte Ostfront. Keine andere Front des Zweiten Weltkriegs hat – in der kalten Sprache der Generalstäbler – so viele Menschen und so viel Material «verbraucht», nirgendwo anders als hier realisierten sich so leidbringend und umfassend die verbrecherischen Mordpläne des NS-Regimes und – kaum entschuldbar, zunächst aber in der Verteidigung gegen einen unmenschlichen Feind – das gegen Volk und Armee gerichtete Terrorsystem des Stalinismus.

Der Kampf um das «Industriezentrum an der Wolga» im Herbst und Winter 1942/43 bildete so gesehen nur eine und nicht einmal die verlustreichste Etappe in einem allumfassenden Vernichtungskrieg. Und nur in dem durch ihn vorgegebenen Kontext kann die Schlacht um Stalingrad auch angemessen geschildert werden. Eine tiefgreifende Zäsur bildete sie gleichwohl; «Stalin-

grad» steht schlicht, wie es Marschall Georgi Schukow in seinen Erinnerungen formulierte, für den «Beginn der Vertreibung des Gegners».

1. Der Überfall

«Feldzug im Osten entschieden!
Die große Stunde hat geschlagen!»
*Schlagzeile des «Völkischen Beobachters»
am 11. Oktober 1941*

1. Sieg und Niederlage

Im Frühherbst 1941 schien den Deutschen der Sieg sicher zu sein. Was zuvor schon in den Kriegen gegen Polen, Norwegen, Dänemark und Frankreich und eben erst in den Angriffen auf Jugoslawien und Griechenland militärisch eindrucksvoll unter Beweis gestellt worden war, bestimmte offensichtlich auch den Überfall auf die Sowjetunion: Blitzkrieg-Operationen, die selbst für die Aggressoren überraschend schnell durchgeführt wurden. Drei mächtige Heeresgruppen der Wehrmacht waren gemeinsam mit den ihnen zugeordneten Luftflotten seit 3 Uhr in der Nacht zum 22. Juni 1941 in voller Breite auf dem Vormarsch. Auf den Tag genau, am 22. Juni 1812, hatten 129 Jahre zuvor auch Napoleons Armeen die Grenze zum damaligen Russland überschritten. Doch ungeachtet dieser historisch bedenklichen Parallele verlief vorerst anscheinend wieder einmal alles so, wie es ein Gefreiter vom Stab eines Artillerieregiments in einem Feldpostbrief noch am Samstag, den 21. Juni, tröstend an seine Angehörigen geschrieben hatte: «Ihr braucht Euch aber keine Sorgen zu machen, denn alles ist so vorbereitet, dass kaum etwas passieren kann.»

In diesem nach Hitlers Worten «größten Kampf der Weltgeschichte» sollte das Erreichen einer Linie zwischen Archangelsk im hohen Norden am Weißen Meer und dem am Kaspischen

Meer gelegenen Astrachan das vorerst festgelegte, operative «Endziel» bilden. Der gewaltige Strom Wolga und sein Verlauf markierten in etwa die östliche Grenze des zu erobernden Zwischenraumes. Die davor stehenden sowjetischen Einheiten sollten unter schnellem und massivem «Vortreiben von Panzerkeilen vernichtet» sowie «der Abzug kampfkraftiger Teile in die Weite des russischen Raumes verhindert werden», wie es die bereits am 18. Dezember 1940 herausgegebene Weisung Nr. 21 forderte. Damit war vorgesehen, einen zwischen 1500 und 2000 Kilometer tiefen Raum sowjetischen Staatsgebietes zu erobern. Darüber, wie der Krieg nach dem eventuellen Erreichen dieses Zieles zu beenden oder auch fortzuführen wäre, schwiegen die militärischen Weisungen und Befehle. Doch komme es – sobald der so sicher wie überheblich rasch erwartete Zusammenbruch der Roten Armee erfolgt war – in den gewiss einsetzenden Verfolgungsoperationen darauf an, möglichst schnell sowohl das «wehrwirtschaftlich wichtige Donez-Becken» mit seinen Erzvorkommen und die kaukasischen Erdölfelder als auch das politisch wie wirtschaftlich bedeutsame Moskau und damit den in der Stadt gelegenen zentralen Eisenbahnknotenpunkt zu besetzen bzw. «auszuschalten».

So sicher war man sich dabei einer kurzen, erfolgreichen Invasion, dass die vorgesehene Ersatzlogistik der siegesgewohnten Wehrmacht mehr als mangelhaft war. Während die Munitionsbevorratung auf immerhin ein Jahr ausgelegt war, umfasste die des fahrenden und stationären Gerätes nur drei Monate. Ähnlich – je nach Standpunkt – optimistisch oder fahrlässig sah es mit den Treibstoff- und Schmiermittelvorräten aus. Noch unmittelbar vor Beginn des Überfalls wies der so genannte Generalbevollmächtigte für das Kraftfahrwesen darauf hin, dass «Betriebsstoff» – im Wesentlichen Benzin und Dieselöl – nur für drei Monate vorhanden sei, bei einem durchschnittlichen Verbrauch der Angriffsarmeen von circa 240 000 Tonnen pro Monat. Danach stünden allenfalls noch 50 000 Tonnen zur Verfügung, «falls nicht neue Betriebsstoffquellen fließen». Ganz zu schweigen vom Zustand der Kleiderkammern: Der Winter war in diesem Feldzug nicht vorgesehen.

Doch auch der an sich eher vorsichtig agierende Generalstabchef des Heeres, Generaloberst Franz Halder, zeigte sich zunächst siegesgewiss. Bereits am 3. Juli 1941 erklärte er in seinem Kriegstagebuch den Krieg gegen die Sowjetunion für praktisch beendet. Es sei, so die immer wieder zitierte Passage, wohl kaum übertrieben zu sagen, «dass der Feldzug gegen Russland innerhalb 14 Tagen gewonnen wurde». Zwar werde namentlich die «Weite des Raumes», aber auch die zu diesem Zeitpunkt schon vielfach von der kämpfenden Truppe gemeldete «Hartnäckigkeit des mit allen Mitteln geführten Widerstandes» die vorrückende Armee wahrscheinlich «noch viele Wochen beanspruchen». Aber das Hauptziel des Krieges, die Niederwerfung der Sowjetunion, sei erreicht. Noch knapp drei Monate später, am 1. Dezember des Jahres, attestierte der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall von Brauchitsch, der Roten Armee den völligen Verlust aller Reserven.

Die Einschätzung der beiden hohen Offiziere basierte auf den immensen Verlusten der Roten Armee zu jenem Zeitpunkt. Seit Beginn des Überfalls am 22. Juni 1941 bis Anfang Dezember waren über 2,5 Millionen sowjetische Soldaten in großen Umfangs- und Kesselschlachten gefallen und nahezu 3,5 Millionen in deutsche und das hieß nur allzu oft in eine Gefangenschaft ohne Wiederkehr geraten. Der Angriff der mit über 3 Millionen deutschen und nahezu 700 000 im weiteren Verlauf beteiligten finnischen, rumänischen, italienischen, ungarischen, kroatischen und spanischen Soldaten angetretenen Wehrmacht schien unaufhaltsam. Ausgerüstet mit 3400 Panzern, über 7000 Geschützen aller Kaliber, circa 1,2 Millionen Fahrzeugen, Spähwagen und Pferden überrannte und vernichtete die deutsche Streitmacht unaufhaltsam – so hatte es zumindest den Anschein – die Rote Armee zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Fast 3000 Flugzeuge aller Art hatten die vorläufige Luftherrschaft errungen, brachen jeden die Bodentruppen hemmenden Widerstand, übernahmen die weiträumige Aufklärung und bombardierten in umfänglichem Maße die größeren sowjetischen Städte. Bereits einen Monat nach Beginn des Überfalls begann die deutsche Luftwaffe mit ihren Angriffen auf Moskau.

Die militärischen Erfolge, unablässig der Heimat und der Welt über Sondermeldungen verkündet, waren gigantisch. Schon in der ersten großen Doppelschlacht bei Minsk Anfang Juli 1941 wurden 20 sowjetische Divisionen vernichtet, fast 4000 Panzer erbeutet oder zerstört und über 360 000 Soldaten gefangen genommen. Die im August 1941 im Bereich der Heeresgruppe Süd zerschlagenen sowjetischen Armeekorps hinterließen über 660 000 Rotarmisten in deutscher Hand. Hungernd und durstend wurden sie über die staubigen Rollbahnen in erste Auffanglager getrieben.

Die insgesamt rasche und von relativ wenigen eigenen Verlusten begleitete Offensive der Wehrmacht – in den ersten zwei Monaten waren «nur» 46 000 Mann getötet und gefangen genommen worden oder wurden vermisst – wurde indessen durch die mehr oder weniger desolante Verfassung der Roten Armee erleichtert. Erdrückt und vor allem völlig überrascht von der Wucht des deutschen Angriffs, wichen an nahezu allen Orten des Zusammentreffens mit der Wehrmacht die rund 3 Millionen an der sowjetischen Westgrenze stationierten Soldaten der Roten Armee zurück – wenn sie noch die Zeit dazu hatten. Unterdessen wurden die ihnen zur Verfügung stehenden rund 10 000 Panzer, die auf einzelne Korps verteilt und nicht wie in der deutschen Armee in Panzerarmeen zusammengefasst waren, sowie die 7500 Flugzeuge der Roten Luftflotte vernichtet oder erbeutet. Manche kleinere Einheiten der Roten Armee ergaben sich kampfflos, in einzelnen Divisionen, wie etwa innerhalb der 229. Infanterie-Division, desertierten fast drei Viertel der Soldaten noch vor der Feindberührung. Eine demoralisierte Stimmung machte sich in vielen Verbänden breit, die, sofern sie die erste Woche überstanden, teilweise völlig isoliert und ohne jede Verbindung zu höheren Kommandostellen kämpften.

Die sowjetischen Divisionen waren mit ihren damaligen Hauptkräften dicht hinter jener neuen Grenze aufgestellt, die zwischen der sowjetischen und der deutschen Führung auf Kosten des nun nicht mehr existenten Polens festgelegt worden war. Ihre Massierung, nicht zuletzt in einigen weit in die von den Deutschen okkupierten polnischen Landesteile hineinreichen-

den Gebieten wie etwa bei Bialystok, schien allerdings die deutsche Armeeführung im Vorfeld des 22. Juni 1941 kaum zu beunruhigen. Und auch Joseph Goebbels triumphierte noch gut eine Woche vor Beginn des deutschen Angriffs in seinem Tagebuch: «Die Russen scheinen noch gar nichts zu ahnen. Jedenfalls marschieren sie so auf, wie wir es uns nur wünschen können: dick massiert, eine leichte Gefangenenbeute.»

Zu einer solchen wurde die Rote Armee in der Tat, unübersehbar für alle Beteiligten, in diesen ersten Wochen und Monaten des Krieges. Über die Gründe ist vielfach gerätselt worden. Und wie immer in der Geschichte gibt es für einen bestimmten Verlauf immer ein ganzes Bündel von Ursachen und Bedingungen. Für die deutsche Führung und Adolf Hitler selbst waren die Siege des Sommers 1941 ein weiterer Beweis für die Unfähigkeit der militärischen Führungskader in der Roten Armee und die gegen Null tendierende Kampfkraft ihrer Verbände.

Einen ersten eindrucksvollen Beleg dafür hatte der sowjetische Winterkrieg gegen Finnland im Jahre 1939/40 geliefert. Trotz völliger personeller und materieller Überlegenheit war es der Roten Armee seit dem 30. November 1939 und den ganzen Winter über nicht gelungen, die von der finnischen Armee gehaltene, mit Bunkern und Unterständen geschickt bestückte so genannte Mannerheim-Linie zu überwinden. Einzelne Verbände, denen an einigen Stellen der Durchbruch gelang, wurden von kleinen, aber hoch spezialisierten und besonders für den Winterkampf in den karelischen Wäldern bestens ausgebildeten finnischen Ski-Trupps unter Anwendung der so genannten Klafter-Taktik vernichtet: das hieß nichts anderes, als dass die durchgebrochenen sowjetischen Verbände, gleichsam der Holzblock, durch immer wieder vorgetragene Angriffe aus dem Hinterhalt voneinander getrennt, eben in einzelne Klafter aufgeteilt und «zerrieben» wurden. Allein im Verlauf der ersten vier Monate dieses Krieges waren nahezu 130 000 Rotarmisten in den Kampfhandlungen gefallen, schlicht verhungert oder, verursacht durch ihre völlig unzureichende Winterausrüstung, jämmerlich erfroren. Erst nachdem Ende Januar 1940 Marschall Timoschenko die Führung übernommen hatte und neue, verstärkt mit Panzern ausge-

stattete Divisionen in die Schlacht geworfen wurden, wendete sich das Blatt zugunsten der Sowjets. Zu einer Okkupation Finnlands war die Armee freilich nicht mehr fähig, und so einigten sich beide Seiten in einem «Friedensvertrag» (12. März 1940) darauf, dass Finnland die von der Sowjetunion geforderten Gebiete, insbesondere die karelische Landenge, abzutreten hatte, aber immerhin seine Unabhängigkeit erfolgreich verteidigt hatte.

Innerhalb der sowjetischen Führungsetagen, in institutioneller Gestalt des Zentralkomitees und des Militärrates, löste der desaströse Verlauf des Winterkriegs gegen Finnland ein kleines Erdbeben aus. Der seit 1925 als Volkskommissar für Verteidigung amtierende, als Vertrauter Stalins geltende und seit den Tagen des Bürgerkriegs von einem gewissen, freilich völlig unverdienten Nimbus umgebene Kliment Woroschilow – nach einem unverblühten Wort Chruschtschows aus den fünfziger Jahren der «größte Sack Scheiße in der Armee» – wurde abgelöst und im April 1940 durch Timoschenko ersetzt. Er stand für die Reinstallierung militärischer Professionalität in der Roten Armee und für die allmähliche Zurückdrängung der Politoffiziere, deren verhängnisvoller Einfluss auf die Truppenführung im Krieg gegen Finnland überdeutlich geworden war.

Mit weiteren Neuerungen und Verbesserungen in Disziplin und Ausbildung wurde begonnen, wenngleich nur zaghaft. Nach wie vor jedoch behielt die grundsätzliche, vom sowjetischen Generalstab verordnete Großstrategie der Roten Armee ihre Gültigkeit. Sie aber ging von einer offensiven Ausrichtung der Streitkräfte aus. Der «Geist» dieser Offensivstrategie war indessen nicht auf der Höhe der Zeit. Denn sie folgte einem zweistufigen Etappenmodell, nach dem unmittelbar nach einer Kriegserklärung zunächst versucht werden müsse, in einer Art Vorgeplänkel die Bereitstellung und den erwarteten Aufmarsch des Feindes zu stören, bevor die eigentlichen Hauptstreitkräfte in einem begrenzten Offensivstoß auf das feindliche Gebiet vorrücken und die Hauptstreitmacht des Feindes vernichten sollten.

Das beste Anschauungsmaterial für die Antiquiertheit solcher Vorstellungen hatten im unmittelbaren Vorfeld des deutschen Überfalls die «Blitzkriege» der Wehrmacht geboten. Sie hatten

vor allem eines gezeigt: dass damals moderne und zumindest in ihren Angriffsspitzen motorisierte Armeen fähig waren, einen ersten vernichtenden Offensivschlag, geprägt durch die bewegliche Kampfführung im Verbund von Panzern, Flugzeugen, Artillerie und Infanterie, gleichsam aus dem Stand heraus zu führen – und Vorhut- oder Störgefechte zur Abwehr gar nicht mehr die Chance hatten, sich wirksam zu entfalten.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de